

Schauspielabende

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHAUSPIELABENDE.

Das erschütterndste Drama, das wir gleich zu Beginn der neuen Saison erlebt haben, war das rasche Hinsterben des herrlichen Josef *Kainz* — wie ihn die tückische Krankheit auf einmal mit tödlichem Anspruch niederwarf; wie alle um ihn, wie wir alle es wussten, dass kein Aufstehen mehr komme, und nur er in freundlicher Täuschung erhalten wurde, sodass die Besucher an dem Krankenbette des Todgeweihten nicht weinen durften beim letzten Abschied; dass sie scherzend sich mit ihm unterhielten, glänzende Zukunftspläne aufrollten, beim Fortgehen auf Wiedersehen lächelten, um vor der Türe dann ihrer Trauer freien Lauf zu lassen; wie dann mitten in Diskussionen über Rollen, über Gastspiele, mitten in öden Theatertratsch und -klatsch auf einmal vom Mund dieses Hamlet-Deuters ein erstaunlich tiefes Wort fiel vom hinabblockenden Zauber des Abgrunds im Hochgebirge: „das ist keine dumme Nervenschwäche, das ist ein starkes, jauchzendes Sehnen, man möchte hinein in die Natur, hineinfliegen, hineinstürzen, die dünne Wand durchstoßen, die uns von der Lösung des großen Geheimnisses trennt“; wie dann das Licht, das noch einmal all seine strahlende, wärmende Helle ausströmte, immer dünner und trüber flackerte; wie die letzten furchtbaren einsamen Tage und Stunden kamen, in denen — wer will es wissen — vielleicht doch in lichten Momenten dem von unendlichem Schmerze zerwühlten Dulder die ganze, volle Wahrheit sich enthüllte; und dann ein leises Verlöschen und die große allgemeine Totenklage . . .

So oft wir's auch erleben: immer neu und immer gleich gewaltig ergreift dieses Schauspiel eines jäh und grausam zerbrochenen wertvollen Menschendaseins, das Reiches noch versprach, weil es Köstliches so viel schon ans Licht gebracht, — das Drama von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens, das erbarmungslos wie kaum ein Anderer der große Denker uns ins Bewusstsein gerückt hat, dessen Todestag sich jüngst zum fünfzigsten Male jährte.

* * *

Wie gleichgiltig lässt uns neben einem solchen Erlebnis voll empörender Irrationalität ein zurechtgeklügeltes Schicksal wie das des Doktor Tokeramo. Ein Ungar hat das Stück appretiert, Melchior Lengyel; *Taifun* hat er es benannt. Man spielte es — recht gut — als erste Schauspiel-Novität der neuen Saison. Das *fait divers* ist kurz das: ein Mann tötet in der Raserei seine Geliebte, da er inne wird, dass sie seine glühende Liebe nicht mehr erwidert, oder besser in Wahrheit nie erwidert hat. Nichts sonderlich Neues. Nur die ethnographische Note macht die Sache pikant — oder soll man sagen: paprikant? Er ist nämlich ein Japaner, sie eine Pariser Kokotte. So ein verfluchter Japaner! Und dabei hält man diese ewig indifferent lächelnden Menschen für so ungewöhnlich beherrscht, diszipliniert in allem was Leidenschaft heißt. Ja Kuchen.

Der Doktor Tokeramo ist eine der großen Hoffnungen Nippons; er studiert in Paris, aller Liebe zum Trotz, bis in die tiefste Nacht hinein, hat seine geheime politische Mission des Auskundschaftens und Rapportierens, ist das geistige Zentrum der ganzen Japanerkolonie an der Seine. Und dieser Mann der ruhig beobachtenden Wissenschaft lässt sich von einem klugen Landsmann weismachen, dass seine Geliebte, eine gewöhnliche Kurtisane, sich seiner Geheimnisse bemächtigen wolle und deshalb für ihn, ja

für Japan von größter Gefährlichkeit sei. Und doch kann er nicht von ihr lassen und macht sich zu ihrem devotesten Diener. Nur lieb haben soll sie ihn. Da speit sie ihm gemeine Schimpfworte ins Gesicht, sagt ihm rund heraus, dass er ihr gestohlen werden könne, behandelt ihn, den Mann von der gelben Rasse wie einen Auswurf, wie einen unreinen Hund. Und statt dass Doktor Tokeramō sie nun zur Tür hinauswirft, erwürgt er sie. Seht, so thöricht ist auch ein unmäßig gescheiter Japaner — in Paris, wenn es einem Budapester Dramenmacher gefällt.

Aus dem Leidenschaftsdrama wird dann mit weiterer angeblich ethnographischer Anleihe ein seltsames Edelmutsdrama. Um den wertvollen Doktor Tokeramō dem Kerker zu entziehen, nimmt ein junger Japaner mit wahren Enthusiasmus die Schuld auf sich. Vor Gericht, in einer Szene von ungewöhnlicher Unglaublichkeit, bringt Tokeramō als Zeuge zwar beinahe den wahren Zusammenhang im letzten Moment noch ans Licht; aber der Richter, der seine Japaner kennt trotz Lafkadio Hearn, hält sein Geständnis für eine Tat des Edelmutts zugunsten des Angeklagten, und so muss Tokeramō *nolens volens* an seinen Schreibtisch zurück, um das Memoire mit den wichtigen sozial-politischen Enthüllungen fertig zu schreiben. Allein die Gewissensqual und der stete Gedanke an die getötete Geliebte haben ihm einen Herzknacks zugezogen, an dem er, knapp vor Abschluss seines Manuskriptes, verscheidet. Seht, so edelträchtig und so fein organisiert in ihrem Gewissen sind die Japaner — in Paris!

In einem von Gersdorff für die deutsche Bühne zurechtgemachten (auch in Zürich schon aufgeführten) Drama Terakoya erleben wir auch eine Tauschgeschichte: ein dem alten Herrscherhaus ergebener vornehmer Japaner, der den kleinen Erbprinzen in seinem Haus verbirgt, rettet ihm das Leben, indem er sein eigenes Kind als Opferlamm den Henkern in die Hand spielt. Da haben wir in höchster Zuspitzung den Begriff der Vasallentreue, den Typus des treuen Dieners seines Herrn. Wir finden es unmenschlich, können es aber schließlich verstehen, wenn auch kaum verzeihen. Es ist ein Stück japanisches Mittelalter. Bei dem Ungarn, in dem japanischen Pariserstück, kommt uns die ganze Vertauschungs- und Vertuschungsgeschichte nur unendlich läppisch, sentimental, verlogen vor. Man mache ein Opernlibretto aus dem Stück!

Warum von solchem dramatischen Windei sprechen? Nun, es ist schließlich doch wieder ein sprechendes Beispiel für unsere Abhängigkeit vom Berliner Theater. Unser Genfer Kollege Golay möchte die romanische Schweiz aus der Theater-Abhängigkeit von Paris, aus der Stellung einer Provinz von Paris erlöst sehen. Für uns wäre Paris durch Berlin zu ersetzen. Allein so schön und ideal das klingt: wenn solche unbestritten erfolgreichen Stücke wie dieses Taifun — erfolgreich beim großen Publikum, wie übrigens auch in Zürich, nicht bei der Kritik — von unsern Theaterleitungen einfach ignoriert würden, so müssten sie den Vorwurf gewärtigen, die Bühne mache uns mit Novitäten nicht bekannt, von denen alle Zeitungen sprechen und deren Aufführungszahlen an einer einzigen Bühne in die Hunderte steigen. Wie verkürzt in ihrem Recht auf das Neueste und Zügigste, fast in ihrem Recht auf „Bildung“ kämen sich da viele Leute vor. Wo ist der Retter aus diesem Dilemma? Den Luxus eines völlig selbständigen Kunstwertmessers könnten sich doch nur Bühnen leisten, die finanziell ganz unabhängig daständen. Und in dieser glücklichen Lage befindet sich leider, leider auch unser Stadttheater nicht.

„Wo ist das Bedürfnis in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Aeschylus, Sophokles und Euripides schrieben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe, es aufzunehmen? Und dann, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum ist überall dasselbe! Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muss immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädigt wird.“ So sprach, 1826, Goethe zu Eckermann.

ZÜRICH

H. TROG



VERS L'ETAT SYNDICALISTE

Lorsque M. le professeur E. Bovet m'écrivit, le mois dernier: „j'ai été socialiste, je ne le suis plus. Je suis un anarchiste qui cherche une discipline“, cette affirmation si nette ne me surprit nullement, car elle répond parfaitement à un état d'esprit déjà très répandu aujourd'hui dans certaines sphères intellectuelles françaises.

Nombreux sont en effet ceux qui, revenus du leurre collectiviste, pensent que la société de demain reposera sur un principe d'essence anarchique: sur le rapport social contractuel substitué au rapport d'autorité.

Sans doute, il importe de faire immédiatement certaines réserves. Cet anarchisme n'est nullement *stirnérien* et ne se représente pas la société comme un simple agglomérat hétérogène d'*Uniques*, suivant la formule de Stirner. Il n'est même point dogmatique comme celui d'un Bakounine ou d'un Kropotkine. Dans la société de demain toute trace d'autorité, certes, n'aura pas disparu. Peut-être même y en aura-t-il autant qu'aujourd'hui. La différence viendra de ce que l'autorité ne sera plus élevée à la dignité d'un droit, comme dans nos sociétés hégéliennes actuelles, qu'elle sera considérée comme un simple fait sans valeur prééminente sur les autres faits sociaux, que d'autre part cette autorité ne se trouvera plus accaparée par une classe l'exploitant contre les autres classes, à la faveur d'une fiction juridique comme celle d'Etat¹⁾, mais qu'elle se diffusera dans tout le corps social, ses effets chez les individus et les groupements s'opposant pour assurer l'équilibre de l'ensemble.

Comment cet équilibre de l'ensemble — but nécessaire et suprême de toute vie sociale — sera-t-il obtenu? Nul ne saurait le préciser à l'heure actuelle. Mais qu'importe? nous dit-on. Cette conception de la société

¹⁾ Cfr. „*Le droit social, le droit individuel et la transformation de l'Etat*“, par Léon Duguit; dans une lettre personnelle l'éminent professeur m'écrivait: „Il m'apparaît que le mouvement actuel est avant tout une réaction contre l'écrasement de l'individu par une classe qui depuis la Révolution détient la puissance publique à la faveur du faux dogme de souveraineté nationale. L'avènement du collectivisme ne serait que la substitution d'une tyrannie à une autre. Plus que jamais je crois que nous ne marchons pas au collectivisme mais au syndicalisme professionnel.“